

Teil 1
Der Bayou
1

Köderfisch »Phantom« – unser Verkaufsschlager!

Alles begann mit dem Mord an Mr Darsley.

Oder auch nicht. Wenn ich es mir recht überlege, begann es eigentlich ein paar Wochen zuvor, an dem Nachmittag, an dem wir mit dem Bau des Einbaums fertig wurden.

Es war wirklich ein sehr schöner Einbaum. Monatlang hatten wir nach dem richtigen Baum gesucht, bis wir ihn gefunden hatten: Eine große und gerade Zypresse, die in tiefem Wasser wuchs. Wir hatten sie mit der Axt geschlagen. (Beziehungsweise hatte ich das getan und Julie auch ein bisschen, während Eddie nur herummoserte, ein Mädchen dürfe keine Bäume fällen, und Tit uns zusah, ohne ein Wort zu sagen. Aber Tit sagt sowieso nie was.)

Nachdem wir die Zypresse gefällt hatten, haben wir sie innen ausgehöhlt, aber vier bequeme Sitze für uns vier gelassen. Außen haben wir den Stamm gehobelt und ihn anschließend von vorne bis hinten mit Sand abgeschliffen. Wir haben gerieben und gerieben, bis unsere Hände bluteten.

Den Einbaum zu bauen, hatte Monate gedauert, auch weil wir beschlossen hatten, ihn bei unserer Hütte versteckt zu halten, die ziemlich weit weg von unseren Elternhäusern war. Ich konnte immer nur bei Sonnenuntergang hin oder wenn Mama mir erlaubte, spielen zu gehen. Also praktisch nie.

An dem einen Nachmittag aber hatte ich entschieden, heimlich hinzugehen. Mama hatte ich erzählt, dass ich zur Farm von Familie Fabron ging, um bei der Reparatur der Scheune zu helfen. Stattdessen aber war ich zu unserer Hütte gelaufen.

Die Hütte hatten ich und die anderen Mitglieder der Bande im vergangenen Sommer gebaut. Sie stand am Ufer des *Bayou*, eines Flussarms inmitten des riesigen Sumpfes, und war hinter einem Gewirr von Lianen und riesigen Mückenschwärmen versteckt.

Unsere Hütte war nichts Großartiges, nur ein Verschlag mit einem schiefen Dach und einem Lehmfußboden, aber außer uns wusste niemand, dass es diese Hütte gab, und das war das Tolle daran. Nach und nach hatten wir sie eingerichtet, mit lauter nützlichen Dingen. Man konnte sie mit einem Boot über Wasser erreichen oder aber über die Wackelbrücke und eine total gefährliche Stelle mit Treibsand, in dem angeblich schon Dutzende von Menschen versunken sind.

Auch deshalb liebte ich diesen Ort. Allein schon ihn zu erreichen war ein richtiges Abenteuer. (Außerdem kannten wir natürlich die Stellen im Sumpf, an denen man nicht einsank.)

Jedenfalls kam ich kurz nach der Mittagsessenszeit bei der Hütte an und fand dort Julie und Tit vor, die damit beschäftigt waren, unserem Einbaum sozusagen den letzten Schliff zu geben.

Julie und Tit waren Geschwister, aber man sah es ihnen nicht an. Julie war so alt wie ich und sehr schön. Das sage ich nicht, weil ich in sie verliebt war oder so, sondern es war etwas, das sofort jeder sah. Deshalb nannte man sie in unserer kleinen Stadt auch *Jolie*, denn das heißt ›Schöne‹. Jolie Julie. Joju. Sie hatte rote Haare und Sommersprossen, dunkle Augen und eine lustige Lücke zwischen den Schneidezähnen.

Tit dagegen war so braun wie Schokolade und hatte ganz lockiges Haar. Er war klein, aber nicht nur, weil er noch sehr jung war, sondern weil er tatsächlich nur ein kleiner Mickerling war, und deshalb nannten ihn alle *Petit*, »Kleiner«.

Julie war weiß und Tit war schwarz, und weil sie Geschwister waren, sagten die Leute in der Stadt, ihre Mutter sei eine unanständige Frau, ein Flittchen. So nannte sie auch mein Bruder Chuck und behauptete, weil Tits Mutter ein Flittchen sei, hätte Tit einen Dachschaden.

Aber ich wusste, dass das alles Quatsch war: Tit war sehr schlau, schlauer als viele andere. Er redete nur nicht gerne. Er schaute zu, er hörte zu und war immer still. Vielleicht hatte er begriffen, dass es die Dummen sind, die immer zu viel reden.

Mein Bruder Chuck zum Beispiel konnte keine Sekunde lang die Klappe halten.

Tit saß auf einem Holzklotz und Julie bearbeitete den Bug des Einbaums mit einem Messer. Sie war fast fertig damit, dem Einbaum einen Namen einzuritzen: *Effrayant*, »der Schreckliche«.

Ich nahm mir nicht einmal die Zeit, sie zu begrüßen, sondern ging schnurstracks in die Hütte, in der es feucht und nach fauligem Schlamm roch. Joju hatte ihre Segeltuchtasche am Boden liegen lassen und ich wühlte darin herum, bis ich den Tabak fand. Ich stopfte mir ein Pfeifchen.

Dann setzte ich mich vor die Hütte und zündete mir zufrieden grinsend die Pfeife an. Da bemerkte mich Tit (ich habe ja schon gesagt, dass er sehr schlau ist) und zeigte mit dem Finger auf mich.

Julie hörte auf zu schnitzen und wischte sich mit dem Rocksaum den Schweiß aus dem Gesicht. Dadurch kamen kurz ihre blassen, muskulösen Beine zum Vorschein und bei dem Anblick wurde mir ganz komisch, als würde mich einer innen mit einem langen Kochlöffel umrühren. Joju hat manchmal diese Rührwirkung auf mich.

»Te Trois!«, rief sie. »Wer hat dir erlaubt, meinen Tabak zu nehmen?«

Te Trois, das bin ich. Ich sprang auf. »Hey!« erwiderte ich. »Ich habe mir die Pfeife noch gar nicht angezündet. Und gib mir das Messer, sonst sind wir erst morgen früh fertig.«

Natürlich gab Joju das Messer nicht her, und nachdem ich eine Weile versucht hatte, es ihr abzufragen, blieb mir nichts anderes übrig, als an dem Paddel weiterzuhobeln.

Inzwischen war auch Eddie eingetroffen. »Eddie, die Grille« oder »Eddie Schiefauge«, mein bester Freund. Er war ein Jahr älter als ich und ziemlich groß, aber auch ziemlich dünn und deshalb besiegte ich ihn immer beim Ringen. Seine Haare waren blond oder eigentlich mehr so graublond wie trockenes Zuckerrohr, und er trug eine lädierte Brille, deren Bügel hinten mit einem Stück Bindfaden verbunden waren. Im ganzen *Bayou* war Eddie der Einzige, der eine Brille besaß. Er war mit seinem Vater, der Arzt war, bis nach New Orleans gefahren, um sie zu besorgen.

»Mir geht es gerade nicht so gut«, jammerte Eddie und setzte sich neben Tit auf den Holzklotz. »Ich glaube, ich habe Fieber.«

Eddie hatte immer Fieber. Es ging ihm ständig schlecht und er erzählte immer, er könne im Fieber die Stimmen des Sumpfes hören und er verstünde auch die geheime Sprache der Tiere, was er sich offensichtlich nur zusammengesponnen hatte.

Tatsache aber war: Wenn er behauptete, Fieber zu haben, konnte man ihn einfach nicht dazu bringen zu arbeiten. Deshalb sahen Julie und ich uns nur an und machten den Einbaum allein fertig. Nach [ein] paar Stunden, kurz vor Sonnenuntergang war es dann so weit. Er sah wunderschön aus mit seinem schlanken Rumpf und würde schneller sein als die dicken Dampfer. Vielleicht nicht viel, aber schneller auf jeden Fall.

Da ich den Einbaum gebaut hatte, war es mein gutes Recht, ihn zu Wasser zu lassen, doch Joju bestritt das und Eddie auch und Tit war aus irgendeinem, nur ihm allein bekannten Grund bereits an Bord gegangen und weigerte sich, wieder auszusteigen.

Schließlich einigten wir uns darauf, unser Boot gemeinsam einzuweihen und schoben es ins Wasser. Es schwamm gut, ja es lag sogar höher im Wasser als vorgesehen und wir sprangen nacheinander hinein. Dann stand ich auf und begann, mit langsamen Schlägen zu paddeln, immer darauf bedacht, den kleinen Inseln auszuweichen, von denen es in unserem Teil des *Bayou* jede Menge gab, und auch den umgestürzten Baumstämmen, deren Äste wie Finger aus dem stehenden Wasser ragten.

An diesem Tag war es so heiß wie in einem Backofen und feucht noch dazu und die Sonne versteckte sich hinter dem Laub der Bäume und warf Schattenfetzen und Lichtflecken auf den Sumpf hinunter.

Ich paddelte, bis unsere Hütte irgendwo hinter uns verschwunden war. Als ich müde wurde, setzte ich mich und zündete die Pfeife an, die ich mir am Nachmittag gestopft hatte.

»Gib sie rüber«, sagte Joju. »Schließlich ist es mein Tabak.«

»Ich rauche heute nicht, weil ich Fieber habe«, verkündete Eddie.

Während Joju die Pfeife in Brand setzte, befestigte ich an der Angelrute meinen speziellen Köderfisch »Phantom«. Ich hatte ihn selbst gebastelt und er war schöner als der im Katalog.

»Vorsicht!«, warnte Eddie. »Dieser Teil des *Bayou* ist gefährlich, ich höre im Wasser ein seltsames Murmeln.«

»Ist nicht wahr«, widersprach Joju.

»Doch, es ist wahr«, erwiderte Eddie. »Ein Murmeln und Flüstern und Pfeifen. Ich nehme an, dass es Mokassinottern sind, die gibt es hier zu *Hunderten*.«

Wassermokassinottern sind sehr gefährliche Schlangen, man kann von ihrem Biss sterben. Aber ich glaubte nicht, dass es sie hier wirklich zu Hunderten gab, wie Eddie behauptete. Abgesehen davon war mein Köderfisch nichts, was Schlangen anlockte. Er sollte lieber Welse anlocken, vielleicht sogar ein paar schöne dicke.

Ich warf die Angel aus, machte es mir bequem und wartete darauf, dass etwas anbiss. Währenddessen unterhielt ich mich mit den anderen.

[...]

Plötzlich zog etwas an der Angelschnur und beinahe wäre die Angel aus dem Einbaum gefallen. Ich erwischte sie gerade noch rechtzeitig.

»Ich habe etwas gefangen!«, rief ich. »Und so, wie es zieht, muss es das reinste Ungeheuer sein!«

Eddie wollte mir zu Hilfe kommen, doch ich befahl ihm, dort zu bleiben, wo er war. Es fehlte gerade noch, dass er das Boot zum Kippen brachte und wir alle ins Wasser fielen. Schließlich konnte es hier tatsächlich Wassermokassinottern geben.

Ich stellte mich breitbeinig hin, packte die Angelrute ganz fest und holte die Schnur ein. Ich machte mich auf einen langen Kampf gefasst, denn was so zog, konnte nur ein riesiger Wels sein, der größte Wels, der in diesem Teil des *Bayou* jemals gefangen worden war.

Doch da irrte ich mich. Gleich beim ersten Ruck kamen Köder und Angelhaken los und am Haken hing kein Fisch, sondern eine schlammige, durchlöchernte Dose.

»Bäh! Es ist nur eine Tomatensuppendose, schmeiß sie weg!«, meinte Eddie.

»Dummkopf, wir können die Dose gut gebrauchen. Wir machen eine Laterne daraus, für unsere Hütte«, widersprach Julie.

»Dann können wir auch nachts herkommen«, schlug ich vor.

»Aber nachts sind hier die Geister unterwegs«, quiekte Eddie ängstlich.

»Stimmt doch gar nicht«, widersprach Joju.

»Klar sind die dann da«, erwiderte Eddie. »Sie schweben als blaue Flammen über dem Wasser.«

Die beiden waren dabei, in einen richtigen Streit zu geraten, da murmelte der kleine Tit etwas, streckte die Hand aus und ergriff die Dose. Die Dose klirrte.

»Hey, zeig mal her!«, sagte ich.

Ich nahm Tit die Dose ab und kippte ihren Inhalt auf den Boden des Einbaums. Es kamen Wasser und Schlamm heraus. Und drei Münzen. Drei Dollarmünzen, die in dem Sonnenfleck auf dem Boden des Einbaums blitzten und glänzten.

»Drei Dollar!«, flüsterte Eddie und beugte sie vor, um sie aufzuheben.

Ich schlug ihm so stark mit der Faust gegen die Schulter, dass er beinahe aus dem Einbaum gefallen wäre.

»Vergiss es!«, warnte ich ihn. »Ich habe sie geangelt, sie gehören mir.«

»Aber mir gehört die Angelrute.«

»Aber da hängt meine Schnur dran.«

»Und der Einbaum gehört uns allen«, schaltete Julie sich ein. »Und wenn Tit und ich nicht gewesen wären, hättet ihr inzwischen die Dose mitsamt den Dollars über Bord geworfen.«

Wir schwiegen alle und starrten die Münzen an. Sie glänzten so stark, dass uns die Augen wehtaten.

»Wir könnten sie unter uns aufteilen. Jeder bekommt einen ...«, schlug Eddie vor.

»Aber es sind drei Dollar und wir sind zu viert«, widersprach ich. »Auch wenn Joju und Tit Geschwister sind.«

»Mit einem Dollar kann man schon etwas Schönes kaufen«, stellte Julie fest. »Aber drei Dollar sind ein Vermögen. Ich finde, wir sollten gemeinsam entscheiden, wie wir sie ausgeben wollen.«

»Ich wette, dass uns Monsieur Travert für drei Dollar seinen halben Drugstore verkauft«, meinte Eddie. »Dann könnte ich Toffees essen, bis ich platze!«

»Stattdessen könnten wir aber auch zu Monsieur Fabron gehen und ihm ein Ferkel abkaufen«, schlug ich vor. »Wir halten es bei unserer Hütte und bringen ihm Essensreste von zu Hause mit. Wenn es groß und dick ist, verkaufen wir es wieder und kaufen uns für das Geld drei oder vier Ferkel. Wir bauen uns eine Schweinemast auf und in fünf Jahren sind wir alle reich.«

»Aber fünf Jahre sind ganz schön lange«, rief Eddie aus. »Und wenn das Ferkel krank wird und stirbt?«

»Ich kann gut mit Tieren umgehen«, widersprach ich. »Deswegen helfe ich immer bei Fabron aus, wenn sie mich brauchen ...«

»Aber das bedeutet doch nicht ...«

Während wir uns stritten, betrachtete Julie schweigend die Dollarmünzen. Auf einmal lächelte sie, hob die Münzen auf und schloss die Finger zur Faust.

»Ich habe eine bessere Idee!«, verkündete sie.

»Was denn?«, wollte ich wissen.

»Der Katalog«, antwortete sie. »Wir können etwas aus dem Katalog kaufen.«

Küchenherd für Holzfeuerzeug

Wir alle wussten, welchen Katalog sie meinte: den berühmten Versandhauskatalog der Firma Walker & Dawn. »Die niedrigsten Preise! – Geben Sie Ihr Geld klug aus! – Bei Nichtgefallen Geld zurück!« In seiner Werbung behauptete das Versandhaus, sein Katalog sei nach der Bibel das in Amerika meistgelesene Buch. Ich glaube eher, dass der Katalog mehr Leser als die Bibel hatte, denn in unserer Gegend, zum Beispiel, konnten nicht viele Leute lesen und der Katalog hatte Bilder.

Tja, die Bilder! 2000 Seiten voller Artikel und für jeden gab es eine schöne, genaue Abbildung. Es war beinahe so, als hätte man die Ware vor sich. In dem Katalog gab es Knöpfe, Medikamente, Hammer und Geräte für die Landwirtschaft. Kuchen. Sättel. Schmuck und Uhren, Hüte und Kleidung. Damenschuhe. Gewehre. Angelruten. Boxhandschuhe. Bausätze für ganze Häuser. Egal, was man brauchte, was man sich wünschte, woran man gerade dachte: Man konnte sicher sein, es im Katalog zu finden, zusammen mit einer schönen Zeichnung in Schwarz-Weiß, einer kurzen Beschreibung und natürlich dem Preis.

Monsieur Fabron behauptete, vor vielen Jahren hätte man im Katalog auch afrikanische Sklaven bestellen können, doch ich glaube, das war ein Witz. Monsieur Fabron war ein Scherzkeks. Ich hätte es jedenfalls nicht gut gefunden, wenn man sich Tit aus einem Katalog hätte bestellen können. Oder vielleicht doch, denn dann hätte ich ihn sofort gekauft und ihn Julie geschenkt., damit sie wieder zusammen sein konnten.

Für unsere Bande jedenfalls war der Katalog das Fantastischste, was wir uns vorstellen konnten. Er wurde allen Haushalten im *Bayou* ungefähr zum Jahresanfang zugestellt und wenn er kam, war das ein Fest, vielleicht ein besseres noch als Weihnachten.

Mama setzte sich abends nach dem Essen mit dem Katalog im Schoß in den Schaukelstuhl. Sie ließ ihren Zeigefinger über die Seiten wandern und wenn sie etwas Interessantes entdeckt hatte, fragte sie mich: »Te Trois, was steht hier geschrieben?«

Ich las es ihr vor.

Dann fragte sie mich immer: »Te Trois, was kostete es?«

Und ich las ihr den Preis vor. Sie lächelte dann, ohne etwas zu sagen, und ihr Finger bewegte sich weiter über die Seite, so als hätte er schon wieder alles vergessen.

Ein Mal, ein einziges Mal nur war ihr Finger an einer Stelle geblieben. Das war vor zwei Jahren gewesen, als unser alter Herd geplatzt war und die Glut auf den Fußboden gespuckt hatte, sodass unser Haus beinahe abgebrannt wäre.

Wir konnten den Herd nicht mehr benutzen und so war es im Haus eine ganze Weile kalt geblieben, aber schließlich war es nicht mehr auszuhalten gewesen und Te Cinq, mein jüngster Bruder, hatte sich erkältet und hohes Fieber bekommen und wäre beinahe daran gestorben. Also ein echtes Fieber, nicht so ein geschwindeltes Fieber wie bei Eddie.

Schließlich hatte sich Mama durchgerungen, einen neuen Herd zu kaufen. Viele Abende lang hatte ich ihr immer wieder die Katalogseiten mit den Herden vorlesen müssen, hatte auf ihre Bitte hin ständig die Preise und die Beschreibungen wiederholt und bei jedem hatte sie nur den Kopf geschüttelt, aber am folgenden Abend hatte ich wieder vorlesen müssen.

Der billigste Herd sollte 5 Dollar und 75 Cents kosten, aber mit Versand und allem Drum und Dran kam er insgesamt auf 7 Dollar. Mama ging mit Nina, unserer Stute, in die Stadt und als sie zurückkam, hatte sie die Stute nicht mehr dabei, dafür aber das Geld für den Herd.

Es hatte mir leidgetan, denn Nina war ein gutes Pferd gewesen, und von dem Tag an mussten Te Deux und ich den Wagen ziehen, aber es war eben nicht anders gegangen.

Im Winter hat man einen Herd einfach nötiger als ein Pferd.

[...]

In unserem Haus lebten wir zu fünft: Mama, mein älterer Bruder Chuck, mein zweitältester Bruder Te Deux, ich und Te Cinq.

Mein Papa starb, als ich noch sehr klein war, deshalb kann ich mich kaum an ihn erinnern. Te Quatre kam ein Jahr nach mir zur Welt und verließ sie wieder, als ich noch Windeln trug, deshalb habe ich keinerlei Erinnerungen an ihn. Mama wollte seinen Namen

nicht mehr nehmen, der »der Vierte« bedeutet, deshalb war Te Cinq von Anfang an »der Fünfte« und würde es auch immer bleiben.

[...]

3
Polizei-Revolver

[...]

»Ich weiß, wie wir unsere drei Dollar ausgeben können.«

»Wie?«, fragte Eddie und versuchte, meine Hand wegzuziehen? Aber ich wollte mir die Überraschung nicht verderben lassen. Mit einem breiten Grinsen sagte ich: ›Wir kaufen uns einen Polizeirevolver.‹ Und endlich ließ ich die andern die Abbildung im Katalog sehen. ›*Automatisch nachladender Revolver mit Double-Action-Abzug. Kaliber 38, geriffelter Lauf. Alles in allem eine sichere vertrauenswürdige Waffe. In Einzelteile zerlegbar*‹, las ich vor.

[...]